



Glyrisches Blatt.

DONNERSTAG 10. MÄRZ.

Des Sängers Freiung.

Es weilt der Fürst im Prunksalone,
Und neben ihm sein Töchterlein,
Und schmückt ihn Purpur gleich und Krone,
Sie ist sein schönster Edelstein.
Doch in den blassen Rosenwang'en
Schien schlummernd eingewiegt der Schmerz,
Den noch die Hoffnung hält umfangen,
Der noch nicht brach das wunde Herz.

Da nah' der Sänger — schlichte Hülle
Bedeckt der Glieder edlen Bau,
Und durch des blonden Haares Fülle
Blickt sanft und mild des Auges Blau.
Die Harfe — seine schönste Habe
Ruht an der Seite unbesleckt,
Und gleicht dem gold'nem Zauberstäbe,
Der stets des Liedes Quell erweckt.

Da sprach der Sänger zu dem Fürsten:
Zwar blickt, o Herr! mein Auge hell,
Doch glüht die Brust — und fühlt ein Dürsten
Nach lindernd mildem Liebesquell.
Du hast den Quell für mein Verlangen —
Er schafft dein Land zum Zauberbau,
Besieh' der Tochter blasse Wangen,
Und gib sie huldvoll mir zur Frau.

Da zürnt der Fürst wohl dem Begehrn
Und spricht, indeß sein Auge flammt:
Berwegner! — willst du die entehren,
Die aus dem Fürstenblute stammt?
Wo ist dein Wappen, wo die Reiche,
Die dein du nennst für solche Braut? —
Ja! bleiche Rose, werd' zur Leiche,
Eh' du dem Sänger angetraut.

Der Harfner drauf mit holzem Leide
Spricht: Hoher Herr! du stößt mich fort,
Doch eh' von deiner Burg ich scheide,
Bernimm des Sängers Abschiedswort:

„Du meinst, weil ich vom Gold nicht glänze,
„Sey ich dem Wurm im Staub gleich,
„Doch irrst du dich, der Menschheit Gränze
„Ist auch die Gränze meinem Reich.“

„Auf! nenne mir 'nes Fürsten Lande,
„Ich zeige seine Gränze dir;
„Das Glück — umgeben seichte Strände,
„Mein hoher Herr — o glaub' es mir! —
„Läß ich des Liedes Zauber tagen,
„Wo ist mir dann ein König gleich?
„So weit als Menschenherzen schlagen,
„So weit gedehnt ist auch mein Reich!“

Der Sänger schied — und ferne, ferne
Sucht er des Friedens holdes Glück,
Und oft beim Glanz der Silbersterne
Sang er sich seine Lieb' zurück,
Und sang zuletzt im stolzen Schmerze:
Vom Harfner, der um Liebe warb,
Vom Mägdelein, dem da brach das Herz,
Vom Vater, der vor Kummer starb.

Vaterländisches.

Gleischconsumtion in Triest.

Vom 1. bis zum 31. December 1841 wurden in Triest consumiert: 1096 Ochsen, 2515 Kälber, 77 Lämmer, 979 Hammel, 47 Ziegen und 1204 Schweine (gegen 1988 im December 1840). In diesem Monate kamen die Schlachtochsen meist aus Bosnien, Croatién, Ungarn, dem Banat, Steyermark und Krain, die Kälber aus dem Görzer Kreise und dem venetianischen Gebiete; die Ziegen und Hammel aus Croatién und Dalmatien. Das Vorstenvieh brachte man aus Krain; der Biffenterschied gegen das J. 1840 röhrt von der während des vorigen Monats statt gehabten warmen Witterung her.

Die Consommation während des ganzen Jahres stellte sich gegen 1840 wie folgt:

	1841	1840
Ochsen	Stück 11829	12455
Kühe	" 43	94
Kälber	" 22183	23108
Lämmer	" 21416	17930
Hammel	" 10365	9223
Ziegen	" 5659	7911
Schweine	" 4047	5744

Im Laufe des Jahres kamen die Schlachtoffen meist aus Croatiens, Ungarn, Bosnien und dem Banat und nur in geringer Zahl aus Krain und Steyermark. Die Kälber waren aus dem Görzer Kreise, dem venetianischen Gebiete, Krain, Ilyrien und dem Stadtgebiete; die Lämmer brachte man aus Istrien und dem Görzer Kreise, und wenige nur aus Krain und dem Venetianischen; die Hammel wurden fast alle aus Croatiens und Bosnien gebracht. Das Vorstenvieh kam aus Krain.

Das schreckliche Geheimniß.

(New-Monthly-Magazine.)

Jung und rüstig, hübsch und gebildet, mit einer Besoldung von dreihundert Pfund jährlich, unverheirathet, fünf Fuß acht Zoll hoch, ohne sichtlichen Fehler: ist ein solcher Mann nicht geschaffen, die Aufmerksamkeit eines halben Stadtviertels, und sonderlich der weisen Mütter und schönen Töchter auf sich zu ziehen? Wir haben aber nur das treue Bildnis Mr. Stephan Fizgerhalys entworfen, wie er vor zehn Jahren alle Tage Schlag 10 Uhr in's Amt und Schlag 4 Uhr heim zum Essen ging.

In der That kannte das ganze Stadtviertel den jungen Mann und er diente als wandernde Uhr. „Mama, Mr. Fiz geht in die Stadt,“ rief hier ein schönes, blauäugiges Kind, „es ist Zeit zum Frühstück!“ — „Das Essen, Anna,“ rief dort eine reizende Brünette der Magd zu, „Mr. Fiz geht nach Hause.“ Natürlich sah bei diesen Beobachtungen manch schönes Gesicht aus dem Fenster nach der wandelnden Uhr; aber Mr. Fizgerhall war ein Salamander; sein Herz blieb mitten unter den Blitzen so vieler schöner Augen unversehrt. Die Wahrheit zu sagen, der gute Fiz war trotz seiner fünf und zwanzig Jahre so schüchtern, daß er den Blick nicht vom Boden erhob.

Unter allen Schlingen für das unerfahrene Herz Stephen's legte die schlaueste Misses Jenkins, welche zwei liebenswürdige, heirathsfähige Töchter hatte. Sie schrieb ihm auf satinirem Rosenpapier,

ob in seinem Bureau nicht ein gewisser Mr. Smith diene. Natürlich mußte Fiz selbst nachfragen, ob ein Sam oder ein John, ein Dick oder ein Bob Smith. Natürlich bringt ihm die schöne Julia einen Stuhl, die erfahrene Mutter läßt Wein auftragen, und mit Hin- und Hercomplimenten ist man so weit gekommen, daß Mr. Fizgerhall ersucht wird, bei den Familienthe's zu erscheinen, wann es ihm beliebe. Mit süßer Beklommenheit ging Stephen immer tiefer in das Netz, bald war er der tägliche Guest, bald führte er seine Mutter auf und endlich hatten die beiden Frauen die Partie arrangirt. Die ganze Nachbarschaft sprach von der bevorstehenden Hochzeit, und — wir müssen es bekennen — manche schöne Lippe mit Mißgunst.

Endlich brach der Morgen des Hochzeitstages an. Mit welcher Bangigkeit sah Stephen das Licht des entscheidenden Tages aufdämmern! Sein innigster Wunsch war erreicht und doch konnte er sich eines leisen Gefühles, fast könnte man es Furcht nennen, nicht erwehren. Es war etwas Rührendes in der Art, wie er sein Frühstück vergehrte. Er biß gar nicht mit der gewohnten Energie in das Butterbrod! jeder Bissen quoll ihm im Munde und er starre lange Zeit gedankenvoll die Decke an, ehe er schluckte. Welche Schreckengestalten mochten vor seinem geistigen Auge vorüberziehen?

Wie in einem Traume erreichte Stephen die Kirche. Er sah eine verwirrte Masse von blauen Fracken und weißen Atlastkleidern, und zu seiner Verwunderung sah er ein Lächeln und Händeschütteln, als ginge gar nichts Bedenkliches vor. Er fühlte das Blut zu seinem Kopfe schießen, er ließ sich von dem Brautführer an den gehörigen Platz schieben, vor seinen Ohren brausten die Worte des Seelsorgers wie ein unbestimmtes Geräusch. Er steckte den Ring an seiner Frau Daumen, dann an den kleinen Finger, ehe er an den rechten kam und man behauptet sogar, als er sich in das Kirchenbuch einzeichnen sollte, habe er einen Nachbar nach seinem Namen gefragt. Wie er wieder aus der Kirche und in die Kutsche gekommen ist, weiß er selbst nicht, und so wurde ihm wenigstens das Bischeln und Kichern der ganzen Gesellschaft erspart.

Also war das Unerhörte geschehen! Er, der Unbeholfene, der Schüchterne, der keinem Mädchen in die Augen zu sehen sich getraute, er war der Mann der schönsten Frau in der ganzen Pfarrei.

Der Leser muß nun gefälligst den Zeitraum der ersten zwei Wochen des Glittermonates überspringen, wo er ohnehin nichts fände, als empfindsame

Sonnenuntergänge, Mondscheinpromenaden und der gleichen, die für jeden andern, als den Betheiligen, zum Sterben langweilig sind. Man wohnte auf einem schönen Landhause am Seeufer. Stephen verließ seine schöne junge Frau, die auf dem Sopha „Alice“, oder die Geheimnisse las, und ging auf das Postamt, nach Neuigkeiten aus London zu fragen.

Raum war Fizgeryall auf der Straße, als es klopfte und ein Briefträger einen Brief mit Stephens Adresse brachte.

Mrs. Fizgeryall untersuchte die Handschrift und beschaffte den Brief an allen vier Ecken. Sie hatte von ihrem Manne zwar Erlaubniß, in seiner Abwesenheit alle einlaufenden Briefe zu öffnen; sie wollte sich aber dieses Privilegium nicht gleich das erste Mal bedienen. Sie legte den Brief nieder, und las in den „Geheimnissen“ weiter, aber ihre Neugierde ließ ihr keine Ruhe. Das Buch wurde zur Seite geworfen und in lauter Unschlüssigkeit war endlich das Siegel geöffnet. Sie las, wie folgt:

„Theurer Stephen!

Gestern empfing ich Ihr Briefchen. Die Alten sind alle wohlauß. Empfangen Sie meinen Glückwunsch, daß Sie Ihr kleines Geheimniß so wohl zu bewahren wußten. Ich meines Theils sage Ihnen, was ich Ihnen schon früher gesagt habe: Sie haben meines Erachtens so viel Scharfsinn und Vorsicht beim Vergehelen, vergeblich angewandt. Werden Sie noch länger der Meinung seyn, daß die Frauen den Männern solche Kleinigkeiten gar so hoch anrechnen? Was sie auch vorgeben mögen, im Grunde des Herzens halten sie sie doch für Huldigungen dem schönen Geschlechte. Hätten Sie die ganze Bagatelle vor der Hochzeit ausgeplaudert, Mrs. Fizgeryall wäre doch die Ihre geworden. Es ist wirklich lächerlich; doch ich vermuthete, Sie haben sie zu dieser Zeit schon in Ihr schreckliches Geheimniß blicken lassen (denn die Entdeckung halte ich für die Länge unvermeidlich) und unter Küszen und Thränen Ihre Verzeihung erlangt. In Eile der Ihre.

Aime Caper.“

Geheimniß? Vergehelen? Verzeihung unter Küszen und Thränen? O dies Geheimniß war nur zu deutlich; Julie brach in einen Strom von Thränen aus. Sie kannte Sir Caper wohl, er war in der ganzen Stadtgegend als ein übertriebener Stutzer, als ein Mann bekannt, der in gewisser Beziehung allzu freisinnig dachte.

„Der Elende,“ dachte die arme Frau, „gewiß hat er meinen guten Stephen verführt, und er will

ihn nun im Laster so hart machen, als er selbst ist. Nun wird mir alles klar, die Verlegenheit Stephen's am Hochzeitstage, sein bestürztes Umschauen in der Kirche — Ich Unglückliche!“

Sie warf sich auf das Sopha und ihre Thränen erneuerten sich. In diesem Augenblicke trat Stephen ein, und sah seine Frau schluchzend und mit rothgeweinten Augen; er hatte kaum Zeit zu fragen, mit verhülltem Gesichte deutete sie auf den offenen Brief, der auf dem Tische lag. Stephen nahm ihn mit zitternder Hand und las.

Nach einiger Zeit, als er noch immer schwieg, wandte seine Frau das Gesicht nach ihm, um auf seinem Gesichte sein Geständniß zu lesen. Ach, sie hatte sich nicht getäuscht! Wie ein Marmorbild stand Stephen und seine blassen Lippen bebten, als schauderten sie, das Bekenntniß auszusprechen. Sein sturer Blick verrieth nur zu deutlich seine Schuld.

„Stephen!“ rief Julie ängstlich, indem sie aufsprang und ihn beim Arme ergriff; „was hast Du gethan? O bekenne es! bin ich nicht Deine Julie, Deine Frau? Sollst du mir nicht Alles mittheilen, Gut und übel? O rede, Stephen!“

„Ja — ja — ja —“ stammelte Stephen, den glanzlosen Blick noch immer starr auf die Klingschnur gehestet; „ganz gewiß — ohne Zweifel —“

„O das ist zu schrecklich,“ rief Julie, „sage mir lieber gleich Alles, oder ist sterbe.“

Stephen war außer sich, er stampfte mit dem Fuße den Brüsseler Teppich, schlug sich vor die Stirn und murmelte unzusammenhängende Laute. Er öffnete die Lippen, aber das Wort versagte ihm, keuchend rang er nach Atem und schüttelte das Haupt.

„Du kennst die Liebe des Frauenherzens nicht; Du weißt nicht, was es opfern kann. Ach, ich durchschau dieß sorgsam verhehlte Geheimniß, aber ich weiß zu verzeihen. Vertraue mir nur — hast Du —“

Stephen öffnete wieder die Lippen, aber er blieb wortlos; Julie sprach mit erschütterndem Nachdruck weiter:

„Hast Du ein falsches Herz?“

„Mein, nein,“ rief Stephen, mit der größten Anstrengung seine Verlegenheit bezwingend, „Haar, — falsches Haar, nicht Herz, — mein Herz ist nicht falsch.“

„Haar?“ rief Julie überrascht: „was meinst Du damit?“

Nach einer Pause sagte Stephen verschämt: „Ein Vierteljahr, che ich Dich kennen lernte, blätterte ich im New-Monthly und kam in den Anzei-

gen auf „zu lüstende Haartouren.“ — Stephen hielt inne und fuhr auf einen fragenden Blick Julia's fort: „eben fing mir nach einem Nervenfieber das Haar an, auszugehen; der Arzt riech mir an, mir den Kopf rasieren zu lassen, und bis das neue Haar gewachsen, eine Perücke zu tragen. Capri verschaffte mir eine von jenen Touren. Als Du meine Braut warst, lobtest Du meinen Haarwuchs so, daß ich mich immer schämte, die Wahrheit zu geschehen. Also Du verzeihst mir?“

Der Leser kann sich denken, daß die Verzeihung von Herzen erheilt wär. Noch jetzt muß die schöne Julia lachen, wenn sie an das so glücklich gelöste Schreckensgeheimniß denkt.

Feuilleton.

(Des Dieners Diener.) Ich hatte einst einen schwarzen Bedienten — erzählt Alfonse Carr in den „Wespen“ — und der Schwarze klagte oft Ach und Weh über die viele Arbeit, die im Hause zu thun sey, und doch war das Haus recht klein. Eines Morgens riß mir bei seinem Stoßseufzer und Jeremiaden die Geduld, und ich antwortete ihm mit beißendem Verdruß: „Gut, so nimm Dir einen Bedienten!“ Zwei Tage darauf kam mein Schwarzer, schnitt ein vergnügtes Gesicht, und sagte: „Herr, die Sache hat sich gemacht!“ „Welche Sache?“ fragte ich, denn ich hatte meine bissige Antwort längst wieder vergessen. „Nun, die mit dem Bedienten, den ich mir nehmen sollte.“ Ich wurde stutzig, konnte jedoch das Lachen nicht lassen, und machte gute Miene zum bösen Spiegle. Sollte mit der Schwarzen einen Possen haben spielen wollen? Auch gut; so wollte ich mir vor der Hand wenigstens nichts merken lassen, und sagte also trocken: „s ist gut!“ Und selbigen Tages trat der Bediente meines Bedienten, Apollo Varai, sein Amt an. In den ersten acht Tagen ging alles vortrefflich, und wenn ich sagte: „Apollo, schicke Deinen Bedienten mit dem Briefe da oder dort hin!“ so machte ich keinen Witz und auch Apollo nicht. Mein Schwarzer war überhaupt kein Freund von Scherzen, obwohl er einem Affen in mehr als einem Betracht glich. Am meisten Spaß machte mir die Bemerkung, daß mein Bediente seinen Bedienten mit so beispieloser Strenge behandelte, daß ich mich oft darein legen und Ruhe gebieten mußte, worauf der Schwarze dann gewöhnlich antwortete: „Herr, wenn Sie den Menschen in Schutz nehmen, so thut

er am Ende gar nichts, denn er ist heillos faul.“ Mein Schwarzer wollte über seines Bedienten Begehren oft aus der Haut fahren. Aber ich fand doch, daß der Bediente meines Schwarzen häufig meine und auch Apollos Stiefel pugzte; sagte ich dann: Apollo, dein Bedienter hat heute die Stiefel schlecht gepugzt; so lief Apollo hinaus, und trieb einen Heidentärm. — — Einst schellte ich meinem Schwarzen, und sagte: „Apollo, gib diesen Brief doch Deinem Bedienten.“ „Herr, ich besorge ihn gleich selbst.“ „Warum denn, Apollo?“ „Herr, weil ich ... weil ich meinen Bedienten heute früh fortgejagt habe.“ „Ei Teufel! Hast Du denn schon einen andern?“, „Nein, Herr; der erste hat mir schon Verdrüß genug gemacht; ich mag keinen andern, und thue lieber meine Arbeit selbst.“

(Die großartigste Jagdparthie.) Die großartigsten Jagden kann der Fürst v. Esterhazy anstellen. Er ladet vielleicht fünfzig Personen zu einer Jagdparthie in Eisenstadt ein. Diese Stadt, die ihm gehört, liegt achtzehn bis zwanzig Stunden von Wien. An dem bestimmten Tage reisen die Einladeten in Wagen des Fürsten ab, und werden durch die Relais desselben nach Eisenstadt gebracht, wo sie der fürstliche Palast mit ihren Dienern aufnimmt. Nach einem Rastage beginnt die Jagd in den unermesslichen Wäldern, welche die Stadt umgeben. Sie dauert meist drei Tage, an denen man in allerliebsten kleinen Häusern ausruhet, die hier und da zu diesem Zwecke in dem Walde stehen. Nach Beendigung der Jagd sind, wie es unter anderm nach einer solchen Jagdparthie 1829 der Fall war, 77 Hirsche und Rehe und über 1500 Hasen, Kaninchen und Fasane erlegt, und die Gesellschaft kehrt auf dieselbe Weise, wie sie ankam, nach Wien zurück.

(Beachtenswerthe Erfindung.) In der Schloßner Industriezeitung steht folgende Bekanntmachung: „Der Gefertigte hat nach langjährigen Versuchen ein Mittel erfunden, die Ehrlichkeit frisch und dauerhaft zu erhalten. Jeder, dem daran gelegen ist, seine Ehrlichkeit nicht abzunützen, wird daher eingeladen, sie dem Gefertigten zur Aufbewahrung zu übergeben. Auch übernimmt er es, eine schon angegriffene Ehrlichkeit wieder auf den Glanz herzustellen.“

(Auction.) In Salzwasser findet eine Auction von Wigen und Wortspielen statt, worauf besonders jene Bühnendichter aufmerksam gemacht werden, die, wegen Mangel an diesen Artikeln, jeden magern Witz mit einem Prolog ankündigen.